

PROLOG

Nürnberg, April 1934

Der Winter wollte nicht vergehen. Es war bitterkalt am Bahnsteig. Die Kälte, die in ihr Herz gekrochen war, fühlte sich aber noch viel eisiger an. Konnten Herzen vor Schmerz erfrieren, einfach aufhören zu schlagen? Immer wenn sie ausatmete, kämpfte ihr Hauch wie dichte Nebelschwaden gegen den schroffen Nordwind an, der ihn zurück in ihr Gesicht blies. Mit jedem Atemzug schien sie einen Teil ihrer Seele zu verlieren, sie regelrecht auszuatmen. Die daraufhin einsetzende Leere linderte aber den Schmerz. Es war ein Zustand vergleichbar mit dem der Apathie, wie er bei Menschen eintrat, die schwer krank dem Tod ins Auge sahen. Alles wurde einem egal. Der nächste Dunstschleier aus ihrem Inneren verflüchtigte sich in der klaren Morgenluft. Sie zitterte nicht einmal mehr, obwohl ihre Hand, die den Fahrschein hielt, bereits steif gefroren war. Die Handschuhe lagen im Koffer, doch sie war unfähig, sich zu bücken, um ihn zu öffnen und sie daraus hervorzukramen. Der Zug würde sowieso bald kommen. Immer mehr Passagiere gesellten sich zu ihr an den Bahnsteig, rieben sich die Hände, steckten sie in Jackentaschen oder versuchten, sie mit ihrem bloßen Atem zu wärmen. Auch dazu fehlte es ihr an Kraft. Noch

konnte sie ihre Pläne über den Haufen werfen. Hierbleiben, in der Heimat. Doch sie hatte sich bereits verabschiedet, von ihrem bisherigen Leben, von ihren Liebsten. Die Erinnerung an diesen Moment riss sie aus ihrer Lethargie. Der Schmerz setzte daraufhin erneut mit voller Wucht ein. War ein Abschied von Menschen, die man über alles liebte, nicht eines der schlimmsten Dinge, die einem widerfahren konnten? Ein Abschied vom Wertvollsten im Leben? Doch gerade, weil es nichts auf der Welt gab, was ihr mehr bedeutete, blieb ihr keine andere Wahl, als diesen Schmerz zu erdulden. Es war ein Abschied, um ein Leben zu retten. Das ihres Bruders hatte sie nicht retten können, dabei hatte sie ihn doch beschworen, ebenfalls abzureisen. Warum hatte er nicht auf sie gehört? Warum waren die Menschen nur so blind, so gleichgültig, so leichtgläubig und dumm? Wie die Lemminge rannten sie ins Verderben. Kaltblütig ermordet, seinen Laden geplündert, seine Frau verschleppt. Ihr armer Bruder. Er hätte auch diesen Zug nehmen sollen. In die Freiheit, oder war es eher in die Verbannung? In dem Moment musste sie sich eingestehen, dass die Erkrankung ihrer Mutter das Zünglein an der Waage gewesen war, um diesen mutigen Schritt letztlich zu gehen. Ihre Mutter brauchte sie. Das rechtfertigte zudem die plötzliche Abreise in der Nachbarschaft. Niemand durfte Verdacht schöpfen. Und wenn alles nach Plan lief, wäre es ja kein Abschied für immer. Hoffentlich lebte Mutter noch, schoss ihr durch den Kopf. Die Briefe waren ja stets mit Verspätung angekommen, über die Schweiz und von einem Boten persönlich ins Haus gebracht worden. Würde sie wieder zurückkehren, falls ihre Mutter nicht am Leben war? Der Gedanke war schrecklich und verlockend zugleich. Ein Lockruf ihres Herzens, dem sie aber nicht folgen durfte. Sie würde den Tod im Gepäck haben. Das durfte nicht sein. Noch bis vor wenigen Augenblicken hatte es ihr vor diesem Moment gegraut. Nun war es so weit. Der Zug fuhr mit Getöse in den

Bahnhof ein. Ein stählernes Ungeheuer, das schwarzen Ruß in den grauen Himmel spuckte. Es machte einen Höllenlärm, bis die Dampflok mit quietschenden Rädern zum Stehen gekommen war. Der Waggon der zweiten Klasse hielt genau vor ihr. Ein Wink des Schicksals? Ein junger uniformierter Schaffner öffnete von drinnen die Wagentür und begrüßte sie mit einem einnehmenden Lächeln.

»Darf ich Ihnen den Koffer abnehmen, gnädige Frau?«

Sie nickte, doch zögerte noch für einen Augenblick, einzusteigen.

»Wollen Sie hier Wurzeln schlagen?«, pöbelte sie einer dieser verhassten grau uniformierten Offiziere an. Es hatte etwas Gutes an sich, denn urplötzlich stieg Wut in ihr auf. Sie befreite sie aus der Starre und tilgte den Schmerz. Sie stieg dann doch zügig ein, kommentarlos, und unterdrückte die Tränen. Nicht aus Tapferkeit, sondern weil sie es keinem deutschen Offizier dieser Höllenbrut gönnte, sie weinen zu sehen. Erst als der Schaffner ihr einen Platz in der zweiten Klasse zugewiesen hatte und sie sich sicher sein konnte, dass sie unbeobachtet war, ließ sie ihren Tränen freien Lauf.

KAPITEL 1

Nürnberg, 30. März 1943

Inge hatte schon aufgehört zu zählen, wie oft die gute Erna in den letzten Wochen eine kräftigende Kartoffelsuppe zubereitet hatte. Natürlich mit Speck. Ihr Vater liebte es, wenn Fettaugen oben in der Brühe schwammen. Inge nicht. Vermutlich war das auch der Grund, weshalb er einen ordentlichen Wohlstandsranzen vor sich herschob, wohingegen Inge rank und schlank geblieben war. Ein zierliches Püppchen, um es mit Ernas Worten zu sagen. Mit einundzwanzig sollte man sich trotzdem nicht mehr Vaters Spruch »Solange du noch die Füße unter meinen Tisch stellst ...« anhören müssen. Und schon gar nicht, wenn man eine Ausbildung zur DRK-Schwester absolviert hatte und zu den besten des Jahrgangs gehörte. Der Weg in die Freiheit, in die Unabhängigkeit und weg vom Vater; weg von einem potenziellen Gatten, unter dessen Tisch man als Frau dann die Füße zu stellen hatte. Das war nur einer der Vorzüge ihrer neuen Familie, die sich Deutsches Rotes Kreuz nannte.

»Du hast dich wieder einmal selbst übertroffen«, schwärmte Inges Vater an die gute alte Erna gerichtet. Sie schien in den letzten zehn Jahren, seitdem sie als Zugehfrau für ihn tätig war, nicht gealtert zu sein. Inge kannte sie nicht anders. Ihr Haar seit

dem Tod ihres Mannes im strengen Dutt, der aber überhaupt nicht zu ihrem einnehmenden warmherzigen Lächeln passte. Die dicke Kartoffelnase und eine makellose Haut, die dem Zahn der Zeit trotzte. Ganz im Gegensatz zu Vater. Der Krieg nahm ihn sichtlich mit. Er war gänzlich ergraut und gezeichnet von tiefen Sorgenfalten. Was musste er auch heimlich Radiosender der Alliierten hören, britische Lügensender, die nichts als übelste Propaganda von sich gaben, um die Deutschen gegen den Führer aufzuwiegeln? Sein Englisch war dank internationaler Kundschaft über die Jahre so gut geworden, dass er sogar stark akzentgefärbte Beiträge verstand. Was die Russen sendeten, erfuhr er schriftlich, von einem Freund aus der Schweiz, mit dem er eifrig, also mindestens einmal wöchentlich korrespondierte. Erst gestern hatten sie sich beim Abendbrot darüber in die Haare bekommen.

»Es sieht nicht gut aus für die Deutschen, mein Kind. Nach der Niederlage in Stalingrad kann Hitler einpacken.« Das war der Beginn eines mindestens halbstündigen Vortrags gewesen, warum er nicht an den Endsieg glaubte und sich daher Sorgen darüber machte, seine einzige Tochter an der Front zu verlieren. Angeblich seien bereits Abertausende deutsche Soldaten gefallen, weil ihre Panzer im Schlamm stecken geblieben waren und sie der harte Winter überrascht hatte. Das konnte nur ein Ammenmärchen sein, das die Russen verbreiteten, um die Deutschen müde zu machen. Die Wochenschau hätte schließlich darüber berichtet. Inge versuchte, ihm in solchen Momenten zu seiner Beruhigung klarzumachen, dass Krankenschwestern niemals direkt an der Front waren. Die Mauern und manchmal sogar die Dächer eines Lazaretts wurden Inges Wissens nach stets sichtbar mit roten Kreuzen gekennzeichnet, um noch nicht einmal zum Ziel von Jagdflugzeugen zu werden. Gleiches galt für Zeltplanen der Feldlazarette. Außerdem, und auch das stand ja wohl außer Frage, würde der Feind keiner Schwester,

die sich um verletzte Soldaten kümmerte, etwas zuleide tun. Aus Gründen des Anstands. Der Ehrenkodex eines jeden Soldaten gebot nichts anderes.

»Gustav. Was ist los mit dir? Erst schwärmst du von meiner Suppe und jetzt kriegst du nichts herunter?«, beschwerte sich Erna, die ihre Portion schon fast zur Hälfte ausgelöffelt hatte.

»Ach ... schwere Zeiten«, antwortete Inges Vater betrübt.

»Wir haben doch Glück. Es wird schon seinen Grund haben, warum hier bisher so wenige Bomben gefallen sind. Wirst sehen, Nürnberg bekommt gar nicht so viel ab«, sagte Erna.

»Dein Wort in Gottes Ohr«, erwiderte Gustav eher skeptisch. Den Löffel hielt er immer noch etwas unschlüssig in der Hand.

»Die Engländer lassen doch viel lieber Bomben auf Berlin regnen«, sagte Erna. Inge wusste von diesem Angriff Anfang März. Die Zeitung hatte darüber berichtet. Über siebenhundert Menschen waren dabei gestorben. Tausende waren nun obdachlos.

»Eine gute Woche später haben sie Stuttgart ins Visier genommen. Am Tag drauf Essen, Bottrop und Duisburg. Ist doch nur noch eine Frage der Zeit.«

»Und letzten August. Bomben südwestlich vom Stadtpark. Die Südstadt. Die Kongress- und Luitpoldhalle«, erinnerte Inge sich.

»Teile der Burg nicht zu vergessen«, ergänzte ihr Vater.

Erna gab sich geschlagen und nickte einsichtig.

»Wenn ich doch nur wüsste, dass sie dich irgendwohin schicken, wo es sicher ist«, fuhr er fort.

Daher wehte also der Wind. Vater lag die morgige Vereidigung im Magen.

»Ich habe angegeben, dass ich nach Afrika möchte.« Inge hatte in ihre Bewerbung zum Einsatz auf dem schwarzen

Kontinent alles hineingeschrieben, was sie aus unzähligen Reiseberichten wusste, um sich für eine dortige Tätigkeit zu empfehlen. Es musste einfach klappen.

»Afrika? Um Himmels willen.« Erna fiel aus allen Wolken.

Inge musterte daraufhin ihren Vater. Er schaute genauso entgeistert wie seine getreue Zugehfrau, was Inge nicht sonderlich überraschte, weil sie den beiden bislang noch nichts von ihren Plänen erzählt hatte.

»Was willst du denn in Afrika? Da gibt's doch nix außer Wilde. Grad du. Spielst Violine, gehst ins Theater und liest bis in die Nacht.« Erna starrte sie aus weit geöffneten Augen an.

»Die Wüste. Tunesien. Die alten Berberstämme. 1001 Nacht. Vielleicht kann ich eines Tages sogar die berühmten Pyramiden sehen. Afrika hat doch so viel Interessantes zu bieten und meine Violine und die Bücher kann ich mitnehmen«, schwärmte Inge.

Ihr Vater schien sich darüber zu amüsieren. »Bis nach Ägypten schafft es Hitler sicher nicht«, sagte er.

»Und das kann man sich aussuchen, wohin man will?«, wunderte Erna sich.

»Oberschwester Mathilde meinte, dass ein entsprechender Antrag sicher berücksichtigt wird, wenn man zu den Besten gehört. Ich habe vor zwei Tagen meinen Antrag gestellt.«

»Glaubst du wirklich, dass das jemanden von denen interessiert? Das DRK ist schon seit sechs Jahren der Wehrmacht unterstellt. Die entscheiden ... und jetzt, wo es eng wird ...«

Vaters Meinung in allen Ehren, doch Inge interpretierte diese Grimmigkeit, die er immer an den Tag legte, wenn es um ihre Ausbildung ging, anders. Sie würde nicht mehr in seinem Bekleidungsgeschäft arbeiten. Und nun redete er sich vermutlich ein, dass die Wehrmacht daran schuld sei, sie ihm wegnahm. Inge warf ihm daher einen bezeichnenden Blick zu. Nicht, dass er noch in Ernas Gegenwart von der Propaganda des Feindes

zu erzählen begann. Erna gehörte zwar schon zur Familie, aber so etwas plapperte man doch nicht in ihrem Beisein aus. Wer wusste schon, was sie bei Freunden in einem unachtsamen Moment von sich gab.

»Deine Uniform hab ich gestärkt und gebügelt, wie es sich für eine feine Schwester gehört. Ich seh dich schon vor mir. Die Haube auf diesen hübschen blonden Löckchen. Die Brosche am Kragen. Das ging ja so schnell.« Erna seufzte, nachdem sie sich aus der Porzellanschüssel etwas Suppe nachgeschöpft hatte.

»Eineinhalb Jahre.« So schnell kam Inge das gar nicht vor.

Gustav nickte stumm und begann endlich zu essen.

»Du machst dir wirklich zu viele Sorgen. Ich hab Post von Friederike bekommen. Sie macht sich einen Lenz in Paris. Geht aus mit Offizieren. Einer hat sie sogar ins Cabaret mitgenommen. Und echten Champagner hat sie mit ihm auch getrunken. Paris muss so eine aufregende Stadt sein«, sagte Inge voller Begeisterung, auch wenn sie ihre Schulfreundin ein wenig darum beneidete. Friederike war es auch gewesen, die sie auf den Gedanken gebracht hatte, sich beim DRK zu bewerben. Insofern vergönnte sie es ihr.

»Einen Lenz? Und was ist mit den Partisanen?«, wandte ihr Vater ein.

»In Paris sei alles unter Kontrolle. Das hat Friederike wörtlich geschrieben. Und sie möchte am liebsten gar nicht mehr weg.«

Vater verdrehte die Augen. Sicher hatte er von den Radiosendern des Feindes wieder andere Dinge gehört. Er sollte wirklich damit aufhören. Damit machte man sich doch nur verrückt. Mal ganz abgesehen davon, dass es unter Strafe stand.

»Ich verstehe nicht, warum ihr nicht in einer großen Halle vereidigt werdet. Das ist doch schließlich ein besonderer Tag«, sagte Erna.

»Vermutlich sind wir nicht genug Schwestern«, mutmaßte Inge.

Ihr Vater stieß einen verächtlichen Laut aus, was ihm auch Ernas fragenden Blick einhandelte. »Dafür haben sie sicher kein Geld mehr«, gab er dann zum Besten.

Inge erwiderte nichts darauf, denn das hatte bereits Oberschwester Mathilde verlauten lassen, allerdings im Gegensatz zu Vater im Folgenden gut begründet. Die Schwesternschaft Nürnberg vom Bayerischen Roten Kreuz e. V., wie sie sich offiziell nannte, war ja erst vor drei Jahren gegründet worden und einer der kleineren Arme des DRK.

»In Kriegszeiten ist es schwierig, Schwestern aus allen Städten zusammenzugarren. Außerdem wurde die Luitpoldhalle letzten Sommer zerbombt. So viele große Hallen gibt es nicht mehr«, erklärte sie ihm. Inge gab dabei fast wörtlich wieder, was ihr Oberschwester Mathilde gesagt hatte.

Gustav zuckte unentschlossen die Schultern und aß endlich weiter. Sehr zu Ernas, aber auch Inges Erleichterung. Konnte Vater denn nicht einfach nur den Moment genießen? Stattdessen warf er einen bezeichnenden Blick auf das Bild des Führers. Es lag ein stummer Fluch auf seinen Lippen. Das konnte Inge ihm ansehen. Die gerahmte Fotografie hing neben der Eingangstür zum Wohnzimmer. Und dort auch nur, weil er immer wieder Besuch bekam, von Bekannten, aber auch seiner Kundschaft, wenn es mal brannte, wie Vater zu sagen pflegte, und ein Kleid auf die Schnelle abgenäht werden musste. Auch das gehörte zu den Dienstleistungen seines Bekleidungsgeschäftes, das sicherlich nur deshalb immer noch so gut lief, weil er seinen Kunden treue Dienste dieser Art leistete. Das Gleiche gedachte Inge nun für das DRK zu tun. Treue dem Vaterland gegenüber war eine der edelsten Tugenden. Menschen zu helfen ebenfalls. Dagegen konnte selbst Vater nichts einwenden. Und was die große Politik betraf, so hielt man sich als einfacher Reichsbürger am

besten heraus. Auch wenn Inge den Führer und seine schneidende Stimme nicht sonderlich mochte, so hatte er doch auch viel Gutes für das Land getan. Das neidete man den Deutschen. Nur deshalb gab es doch schließlich den Krieg, zumindest konnte sich Inge beim besten Willen keinen anderen Grund denken.

Gleich so viele junge Mädels mit weißen Hauben und in schnittiger, dezent grau-weiß gestreifter DRK-Tracht, die eine blütenweiße Schürze zierte – das fiel in der Nürnberger Innenstadt zwangsläufig auf. Krankenschwestern bekam man ja sonst nur im Hospital zu Gesicht. Und auch in der Straßenbahn, die Inge von ihrem Elternhaus im Stadtteil Johannis nach einmaligem Umsteigen in die Nähe des Hauptbahnhofes brachte, klebten Augenpaare an ihr. Natürlich auch an ihrer Freundin Annemarie, die, selbst wenn sie keine Schwesternuniform trug, mit ihren roten Haaren und den vielen Sommersprossen im Gesicht Blicke auf sich zog. Inge kannte sie bereits vom Bund Deutscher Mädels. Sie wohnte im gleichen Viertel und war ebenfalls auf dem Weg zur Vereidigung. Annemarie schien die Blicke der jungen Männer zu genießen, sogar frivole Pfiffe auf offener Straße. Inge ertappte sich in solchen Momenten dabei, in Betracht zu ziehen, dass Annemarie sich vielleicht nur deshalb zum DRK gemeldet hatte. Soldaten waren meist junge schnittige Kerle. Am Ende erhoffte Annemarie sich einen guten Fang. Wer im Reich Offizier wurde, hatte etwas zu bieten. Entweder Einfluss, besondere Intelligenz oder Tugenden wie Mut und Ehrsamkeit. Annemarie hatte diese Eigenschaften nicht nur einmal in den Unterrichtspausen hervorgehoben. Und schauspielern konnte sie auch noch. Wie empört Annemarie dreinsehen konnte, wenn ein Mann ihr Avancen machte. Kaum außer Sichtweite feixte sie.

»Der mit den hübschen blauen Augen müsste doch eigentlich schon dienen«, wunderte Annemarie sich, nachdem sie ausgestiegen waren. Der attraktive Kerl ganz vorn im Waggon war Inge zugegebenermaßen auch aufgefallen.

»Der wird halt noch grün hinter den Ohren sein. Noch keine sechzehn, vielleicht siebzehn – allerhöchstens«, überlegte Inge laut.

»Als ob du eine Expertin in Sachen Männer wärst«, entgegnete Annemarie nicht zu Unrecht. Bestimmt hatte ihre Freundin schon mehr Männer geküsst als ein leichtes Mädchen. Mehr als Küssen war aber nicht drin, wie sie ihr bereits oft versichert hatte, denn Annemarie sehnte sich genau wie alle anderen nach dem Mann fürs Leben. Ob sie den wohl an der Front finden würde? Und all die anderen jungen Mädels, die wie ein Bienenschwarm aufgeregt um das schmucklose Rotkreuzgebäude herumschwirrten? So oft wie sie in den Pausen über Männer in Uniform geredet hatten, schien der Traum vom Offizier an der Seite einer ehrbaren deutschen Frau nicht nur ihre Freundin infiziert zu haben.

Inge fragte sich, ob der Umstand, es künftig mit Soldaten, der Männerwelt, zu tun zu haben, sie nicht auch tief in ihrem Inneren faszinierte. Die Frage musste sie sich ehrlicherweise bejahen. Allerdings nicht, um den Mann fürs Leben zu finden. Mathilde hatte ihr in einer Unterrichtspause einmal gesagt, dass Männer zu Kindern würden, wenn sie krank oder verletzt seien. Plötzlich sei die Frau kein Anhängsel und Schmuckstück mehr, sondern ein Engel, der sie von Schmerzen befreie. Dann würden sie schon ganz anders mit einem reden. Ernsthafter. Sogar Gefühle würden sie in Momenten absoluter Hilflosigkeit offenbaren. Eine gute Schwester zu sein, sei ein wichtiger Schritt zur Gleichstellung der Frau. Das aufgeregte Bienenvolk am Eingang des DRK-Gebäudes stellte Oberschwester Mathildes

Ansicht in Sachen Respekt und Ernsthaftigkeit momentan jedoch geradezu auf den Kopf. Wie ein Haufen unreifer Gören in Uniform kamen die Schwestern daher.

»Da ist ja unsere kleine Streberin.« Renate hatte sie erspäht, löste sich vom Bienenvolk und schwirrte zu ihnen her. Natürlich hatte Renate das mit der Streberin scherzhaft gemeint, andernfalls wären sie nicht befreundet. Außerdem hatte sie es Inges Nachhilfe in der Anatomie zu verdanken, dass sie ebenfalls in den mündlichen Prüfungen hatte glänzen können. Eine Krankenschwester musste darüber zwar nicht so genau wie ein Arzt Bescheid wissen, aber wo die Organe lagen und welche Aufgabe sie hatten, sollte sie nicht erst im Einsatz erfragen müssen. Erste Hilfe leisten, Verbände anlegen, Assistieren, Spritzen setzen und generelle medizinische Grundkenntnisse in der Krankenpflege sollten sitzen. Alles darüber hinaus ging normalerweise nur einen Arzt etwas an. Wer trotzdem mehr wusste, konnte punkten und sich die Rosinen picken. In Renates und Annemaries Fall war die Rosine Paris. Inge ging davon aus, dass ihr Wunschort bei der Einberufung berücksichtigt würde.

»Das sagt die Richtige«, kommentierte Annemarie. Sie wusste ja, dass Renate ebenfalls mit Bestnoten abgeschlossen hatte.

»Wann bekommen wir eigentlich über unseren Einsatz Bescheid? Schon heute?«, fragte Inge.

»Kommt mit der Post. Ich hab Mathilde schon gefragt, aber so langsam mach ich mir Sorgen, ob das mit Paris klappt«, sagte Renate zu Inges Überraschung.

»Wo kein Krieg ist, gibt es keine Verletzten«, kommentierte Annemarie.

»Aber ich habe doch schon Französisch gelernt. Und es hat geheißen, dass sie das in die Waagschale werfen«, protestierte Renate.

»Vielleicht hast du ja Glück.« Inge wollte ihre Freundin nicht desillusionieren, denn soviel sie aus Friederikes Briefen wusste, waren die Lazarette derzeit tatsächlich nicht überfüllt.

»Aaaachtung!« Annemarie stand nun da wie ein strammer Soldat. Inge folgte ihrem Blick und erspähte Oberschwester Mathilde nun auch. Sofort kam Ruhe in den Bienenstock. Die Königin war da, um die fleißigen Bienchen hinein in den Saal zu bitten. Sie schritten eine nach der anderen folgsam in das Gebäude. Inge fühlte sich an den Gleichmarsch in ihrer Jugend erinnert. Es fehlten nur die Loblieder aufs Reich. Der Chor deutscher Mädels. Die vielen Volkslieder, die sie auf Wanderungen durch die Fränkische Schweiz gesungen hatten. Inge hatte sie im Ohr. Die unbeschwerte Jugend, aber auch das schöne Leben während der Ausbildung waren vorbei. Dort wo sie sonst in den Pausen herumstanden und sich allerlei Ratsch und Tratsch erzählten, wo gelacht wurde, sich die Stimmen überschlugen, war nur noch der Hall von Schritten auf dem Dielenboden zu hören. Ein gelegentliches Flüstern. Inge ergriff angesichts der bevorstehenden Vereidigung ebenfalls eine gewisse Ehrfurcht und Ernsthaftigkeit. Oberschwester Mathilde strahlte beides aus. Sie stand an der Pforte und winkte sie herein. Zuletzt hatte sich Inge so feierlich bei ihrer Erstkommunion gefühlt. Sie glaubte beinah, den Geruch von Weihrauch in der Nase zu haben.

Ein Offizier, den Inge auf um die fünfzig schätzte, wartete bereits auf der kleinen Tribüne neben Mikrofon und Rednerpult. Ein Blumenkranz zierte es. Die Fahne des Reichs und ein riesiges Bild des Führers waren dahinter an der Wand angebracht.

Schweigend nahmen die Schwestern Platz. Die vorderen Reihen wollten sich aber nicht füllen. Auch Inge verspürte eine gewisse Abneigung gegen den Uniformierten, der sie mit Adleraugen musterte und sich erst regte, nachdem

Oberschwester Mathilde zu ihm auf die Bühne getreten war. Ihn umgab eine Respekt einflößende Aura, der sich wohl niemand entziehen konnte. Es genügte, dass er einmal kurz gegen das Mikrofon klopfte, um auch die letzten Stimmen verstummen zu lassen. Schwester Mathilde räusperte sich und trat an das Mikrofon.

»Meine lieben Schwestern. Zunächst möchte ich euch Major Hauenstein vorstellen.« Der Uniformierte hatte im Nu alle Blicke auf sich gezogen. Inge hatte den Eindruck, dass er jede Einzelne von ihnen mit seinem durchdringenden Blick taxierte. Seine grauen Augen passten zu seinem kantigen Schädel und den schmalen Lippen. Inge fragte sich unwillkürlich, ob dieser Mann jemals in seinem Leben gelächelt hatte.

»Ich kann euch nicht sagen, wie stolz ich bin. Auf euch alle. Eine große Aufgabe liegt vor euch. Im Dienst für das Reich. Verantwortung, Durchhaltevermögen und einen eisernen Willen braucht das Vaterland. Es ist ein Privileg, treu zu dienen. Und ich weiß, dass ihr alle euer Bestes geben werdet.« Während Mathilde weitersprach und die Etappen ihrer Ausbildung noch einmal Revue passieren ließ, musterte Inge verstohlen die anderen. Einige von ihnen hatten kindlichen Weihnachtsglanz in den Augen. In Mathildes Stimme lag Ehrfurcht, Feierlichkeit und Euphorie, wie Inge es aus der Wochenschau kannte. Sie wusste, wie man ihre Schützlinge zu nehmen hatte, sie forderte, anspornte und dazu brachte, sich als Teil einer wunderbaren glorreichen Gemeinschaft zu fühlen. Das schien Hauenstein zu gefallen. Seine schmalen Lippen regten sich nun doch. Er lächelte, aber eher selbstherrlich.

Was Inge irritierte, war der Umstand, dass er immer wieder auf seine Armbanduhr blickte. Es wirkte fast so, als wäre ihm die Vereidigung lästig. Auch Mathilde war dies offenbar nicht entgangen. Eigentlich hatte Inge erwartet, dass die Oberschwester auch auf die letzten Monate ihrer Ausbildung und vor allem auf

die ersten praktischen Erfahrungen mit Patienten und Ärzten eingehen würde. Schließlich war dies der wichtigste Teil gewesen, doch sie ließ diese Dinge teilweise aus, kürzte sie ab und kam schneller als gedacht zu einem Ende. Unrühmlich, doch anscheinend zu Hauensteins vollster Zufriedenheit.

In dem Moment schoss Inge durch den Kopf, was Vater ihr gesagt hatte. »Sie haben mehr Verletzte, als man gemeinhin hört. Deshalb rekrutieren sie euch und machen eine Schwesternschaft nach der anderen auf. Und dann schnell, schnell. Hauptsache an die Front.« Jedes seiner Worte schien sich vor ihr gerade zu entfalten. Hatte Vater am Ende mit all dem recht, was er ihr über den Kriegsverlauf erzählt hatte? Stand es am Ende wirklich schlecht um das Reich? Schlechter, als man ihnen glauben machte? Wozu wurden so viele neue Schwestern gebraucht, wenn es nicht mehr Verletzte gäbe? Inge holte tief Luft und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Die Front hatte sich ausgedehnt. Daher brauchte das Reich mehr Schwestern. Die Soldaten sollten die bestmögliche Versorgung erhalten. Dazu brauchte man Personal. Das war Oberschwester Mathildes Version gewesen. Sie stand mit der Wehrmacht in enger Verbindung. Das waren Informationen, denen man vertrauen konnte. Nein. Vater musste sich täuschen.

»Inge?« Annemarie, die neben ihr stand, war anscheinend aufgefallen, dass sie gedanklich abwesend war.

»Der Eid«, fuhr Annemarie fort. »Nicht, dass du ihn auch noch verschläfst.«

Inge rang sich ein Lächeln ab. Den Eid konnte man allerdings nicht *verschlafen*, denn wenn um die hundert Schwestern im Chor einen Schwur leisteten, weckte das sogar Tote. Oberschwester Mathilde hatte ihnen den Text bereits vor Tagen zum Auswendiglernen gegeben. Hier gab es kein Schummeln wie in der Kirche, wenn das Glaubensbekenntnis nicht sicher saß oder man die eine oder andere Strophe eines Liedes vergaß.

Inge war sich sicher, dass Hauenstein es mitbekommen würde, wenn eine Schwester den Eid nicht aus voller Kehle und mit Inbrunst leistete. Die zum Hitlergruß ausgestreckte Hand durfte dabei natürlich nicht fehlen.

»Ich schwöre Treue dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler. Ich gelobe Gehorsam und Pflichterfüllung in der Arbeit des Deutschen Roten Kreuzes nach den Befehlen meiner Vorgesetzten. So wahr mir Gott helfe«, donnerte es begeistert durch den Saal. Inge überraschte, dass Hauenstein dieses Treuebekenntnis rührte. Er stand nun mit geschwollener Brust da, nickte und warf Oberschwester Mathilde einen anerkennenden Blick zu.

Nun fehlte nur noch die Brosche, die sie zu einer vollwertigen DRK-Schwester machen würde. Ein höheres Rangabzeichen gab es in diesen Zeiten für eine Frau nicht.

Die Schwestern standen mittlerweile in Reih und Glied wie beim Gottesdienst während der Eucharistie vor Hauenstein und der Oberschwester, um sich die Brosche an den Blusenkragen anbringen zu lassen. Das Gefühl von Stolz, von nun an dazugehören, stieg in Inge auf. Dafür hatte sie hart gearbeitet. Die Brosche garantierte gesellschaftliche Anerkennung und belegte, etwas zu können, seinen Platz in der Gesellschaft eingenommen zu haben. Sie erfüllte das Leben mit Sinn. Von *schnell, schnell* konnte nun keine Rede mehr sein. Oberschwester Mathilde machte daraus einen sakral anmutenden Akt und schüttelte jeder einzelnen Schwester die Hand. Inge war als Nächstes an der Reihe. Ihre Handflächen waren feucht, als sie Oberschwester Mathilde gegenübertrat.

»Auf dich bin ich besonders stolz, Inge. Mit Auszeichnung. Einen besseren Start ins Leben gibt es nicht«, sagte sie, bevor sie Inge die Brosche am Blusenkragen anbrachte. Hauenstein nickte ebenfalls anerkennend. Er blickte auf eine Liste, die vor ihm auf dem Rednerpult lag.

»Inge Schmied?«, fragte er.

»Gerner. Inge Gerner. Sie hat sich besonders beim Assistieren der Ärzte hervorgetan«, berichtigte Oberschwester Mathilde ihn.

»Gerner«, wiederholte er bedeutungsvoll.

Inge konnte sich seinem durchdringenden Blick kaum entziehen. Was wohl gerade in ihm vorging? Sicher wollte er sich ihren Namen einprägen. War er nicht hier, um über die Einsätze der Schwestern zu entscheiden? Wenn das so war, würde es sicherlich nicht schaden, ihm ein dezentes Lächeln zukommen zu lassen, auch wenn er ihr alles andere als sympathisch war. Afrika würde damit sicherlich ein Stück näher rücken, sagte sich Inge. Die Vorfreude darauf rang das in ihr aufsteigende Gefühl nieder, sich eben wie eine Dirne verhalten zu haben. Sie hasste es, wenn sich jemand lieb Kind machte. Der Zweck heiligte in diesem Fall wohl die Mittel. Dafür kam man bestimmt nicht in die Hölle.

KAPITEL 2

Die Tage wollten einfach nicht vergehen. Inge hatte das Gefühl, wieder die Alte zu sein, die Inge, die sie vor Beginn der Ausbildung gewesen war, nämlich eine normale Angestellte im Laden ihres Vaters. Und doch war das eine schöne Zeit gewesen. Inge legte das Kleid ihrer Kundschaft zur Seite und ließ ihren Blick gedankenverloren durch die Nähstube schweifen. Er verfiel sich am großen Ledersessel, der heute noch in der Ecke vor den Stoffregalen stand. Dort sah sie sich vor ihrem inneren Auge als kleines Mädchen auf Annas Schoß sitzen. Die gute Anna. Im Nu stürzten so viele Erinnerungen an sie auf Inge ein. Die Spaziergänge im Stadtpark. Die Hausaufgaben, bei deren Bewältigung Anna ihr geholfen hatte. Gemeinsam hatten sie Lieder gesungen, und wenn Anna ihren Vater nicht dazu überredet hätte, Inges privaten Violinenunterricht zu bezahlen, könnte sie heute nicht so virtuos spielen. Von Anna hatte sie auch schon früh gelernt, mit Nadel und Faden umzugehen. Wie oft hatte Inge in den letzten Jahren auf den leeren Sessel gestarrt und sich an diese schönen Momente erinnert. Anna war wie eine Mutter zu ihr gewesen und hatte Inge vergessen lassen, dass ihre bei der Geburt verstorben war. Sie fühlte auch heute noch den Schmerz des Abschieds. Vor elf Jahren hatte Anna sie aus heiterem Himmel verlassen. Die Stelle gekündigt, um sich um

ihre kranke Mutter zu kümmern. Mit dem Schiff nach Amerika. So weit weg. Unerreichbar. Und nie wieder geschrieben. Ob sie denn noch lebte? Ob sie wohl stolz auf sie wäre, dass aus ihrem *Püppchen* eine DRK-Schwester geworden war?

Inge seufzte betrübt und versuchte, die lähmende Melancholie von sich zu schütteln. Vorbei war die Vorfreude auf einen baldigen Einsatz. Selbst die Erinnerung an den berauschten Abend, den sie zusammen mit den anderen im Burgviertel verbracht hatte, drohte zu verblassen. Inge rief sich daher die Feierlichkeiten in Erinnerung, standen sie doch für den Neuanfang, der leider ewig auf sich warten ließ. Normalerweise war es ja nicht gern gesehen, wenn Weibsvolk sich in einen Bierkeller begab. Die Brosche und die Uniform öffneten aber nicht nur Türen. Gleich zwei Runden hatte der Wirt ihnen ausgegeben. Kein Gerede von den Männern an den Tischen. Noch nicht einmal Getuschel, sondern offene Anerkennung. Ein Freibrief für Annemarie, sich an einen der Männertische zu setzen und zu Sauerkraut mit Bratwürsten und dem kräftigen Rauchbier unverblümt mit einem der jüngeren attraktiven Männer ein Gespräch anzufangen. Sie war einfach unverbesserlich. Inge seufzte und blickte gedankenverloren durch das Fenster des kleinen Schneiderzimmers neben dem Verkaufsraum, in dem sie sich bereits seit gut einer Stunde damit beschäftigte, Abnäher zu setzen. Auch das hatte sie gelernt. Die Fingerfertigkeit, mit der sie ans Werk ging, war ihr beim Assistieren der Ärzte zugutegekommen. Präzision und Konzentration im Umgang mit Nadel und Faden, ob mit der Hand oder an der Nähmaschine. Gelernt war gelernt.

»Ist das Kleid für Frau Pirner schon fertig?«, hörte sie ihren Vater aus dem Verkaufsraum rufen.

»Gleich«, gab sie zurück und ermahnte sich, ihre Gedanken nicht mehr umherschwirren zu lassen. Das war an schönen Tagen wie diesem aber nicht so einfach. Draußen schien die

Sonne. Vogelgezwitscher drang von den Bäumen des nahen Johannesfriedhofs in das Zimmer. Die ersten Vorboten des Frühlings, und doch fühlte es sich in ihrem Inneren gerade wie ewiger Winter an. Inge seufzte erneut und widmete sich dann doch wieder dem Abnäher, damit Frau Pirner zu ihrem Kleid kam. Sie wollte es ja in einer Stunde abholen. Inge vernahm verwundert die Glocke der Ladentür. Normalerweise kam morgens kaum Kundschaft. Ihr Vater nutzte die ruhige Zeit zum Einräumen neuer Ware, zeichnete sie aus oder zog ihren beiden Schaufensterpuppen mit Hingabe neue Kleidung an, die Passanten in den Laden locken sollte. Inge setzte die letzten Stiche auf den Abnäher. Frau Pirner konnte sich ihr Kleid nun abholen. Inge stutzte, denn sie glaubte, eben eine männliche Stimme vernommen zu haben. Männer kamen so gut wie nie vormittags zum Einkauf. Höchstens an Samstagen und dann nur in Begleitung ihrer Frauen. Der Postbote konnte es auch nicht sein. Nach ihm konnte man die Uhr stellen. Neugierig trat sie hinaus in den Verkaufsraum. Ihr Vater verabschiedete sich gerade von einem jungen Soldaten in Uniform. Inge war mit den auf einer Uniform sichtbaren Dienstgraden nicht sonderlich vertraut, doch seinem Alter nach konnte es kein Offizier sein. Ihr Vater hielt einen Brief in der Hand, und als sich ihre Blicke begegneten, sah sie die Sorgen in seinen Augen stehen.

»Wehrmacht«, sagte er nur und reichte ihn ihr.

Inges Herz schlug augenblicklich schneller. Der langersehnte Einberufungsbefehl. Sie nahm den Brief entgegen und eilte damit hinter den Tresen, um sich die große Schere zu holen. Einen so wichtigen Brief einfach nur aufzureißen, kam nicht infrage. Ihr war klar, warum ihr Vater wie angewurzelt mitten im Verkaufsraum stand und auf die mit Kleidern und Anzügen behängten Kleiderständer starrte.

»Nun nimm es doch nicht so schwer«, forderte Inge ihn auf, noch bevor sie den Brief geöffnet hatte und das Schreiben

auffaltete. Sie übersprang den Briefkopf, die Anrede und die ersten Zeilen mit den üblichen Amtsdeutschfloskeln. Sofort hatte sie ihren Einsatzort im Visier. Er war vom restlichen Text eingerückt. *Charkow* stand darin. Charkow? Das klang aber nicht nach einem von Deutschen besetzten Gebiet Afrikas. Polen? Den Namen dieses Orts hatte sie noch nie gehört. Inge ließ den Brief sinken. Der Abreisetag, ein im laufenden Text unterstrichenes Datum, interessierte sie gerade gar nicht mehr. Ihr Traum von Tausend und einer Nacht hatte sich eben in Luft aufgelöst.

»Wohin schicken sie dich?«, wollte ihr Vater wissen, der an sie herantrat.

»Charkow.« Inge war sich nicht einmal sicher, ob sie den Namen dieser Stadt richtig aussprach.

Vater wich die restliche Farbe aus dem Gesicht. »Mein Gott, Kind. Was tun sie dir nur an?«, sagte er kopfschüttelnd.

»Wo ist das? In Polen?«

»Inge. Sie schicken dich an die Ostfront. Ausgerechnet nach Russland.«

Inge war sich nicht sicher, was sie im Moment mehr verunsicherte. Vaters Reaktion oder ihr künftiger Einsatzort. Die Enttäuschung darüber, dass ihr Wunschort nicht berücksichtigt worden war – und das als Jahrgangsbeste –, schlug nun in Angst um. Inge reichte ihrem Vater den Brief.

Gustavs Hände zitterten, als er ihn entgegennahm. Seine Niedergeschlagenheit übertrug sich.

»Kennst du den Ort?«, fragte sie mittlerweile völlig verunsichert nach.

Ihr Vater nickte stumm.

»Aus dem Radio?«

Erneut nickte er.

Inge konnte sich nun lebhaft ausmalen, was in ihm vorging. Ostfront. Darüber hatte er ihr ja schon einiges berichtet. Und nichts Gutes.

»Was weißt du darüber?« Inge versuchte, sich ihre Angst nicht anmerken zu lassen, doch ihre Stimme drohte zu versagen.

Gustav ließ sich auf den Stuhl neben einer Kleiderstange mit Herrenkonfektion nieder, bevor er ihre Frage beantwortete. »Die Ostfront ist nicht stabil. Es geht hin und her. Charkow war lange von den deutschen Truppen besetzt. Doch seit den hohen Verlusten in Stalingrad werden die Russen stärker. Ich weiß ja nicht, ob es stimmt, was die Engländer sagen, aber im Radio hieß es, dass die Russen die Deutschen zum Rückzug bewogen hätten. Sie wollten sie vermutlich einkesseln, hat es geheißen. Das muss im Februar gewesen sein.«

Inge suchte Halt am Verkaufstresen. »Aber das kann doch nicht sein. Oberschwester Mathilde hat uns gesagt, dass wir niemals direkt an die Front geschickt werden, und schon gar nicht, wenn die Front nicht stabil ist.« Inge hoffte, dass Vater sich täuschte.

Er nickte nachdenklich, bevor er fortfuhr. »In der Wochenschau haben sie darüber berichtet, dass die Deutschen Charkow zurückerobert haben. Die dritte Schlacht, hat es geheißen. Das war erst vor ein, zwei Wochen. Irgendwann im März. Ich erinnere mich nicht mehr so genau. Es muss viele Verletzte und Tote gegeben haben. Vermutlich auch bei den Deutschen. Denn wenn so viele Russen gefallen sind, dann gab es sicher schwere Kämpfe. Die Stadt haben sie dem Erdboden gleichgemacht.«

»Dann sind wir dort also wieder sicher?« Inge hoffte das zumindest, auch wenn ihr die entsprechende Ausgabe der Wochenschau entgangen war.

»Sicher? Die Lage an der Ostfront kann sich von heute auf morgen ändern«, sagte er. So niedergeschlagen hatte sie

ihren Vater schon lange nicht mehr gesehen. Das machte ihr gleich noch mehr Angst. Sie schämte sich in diesem Moment dafür, ihren Vater so oft dafür kritisiert zu haben, ausländische Radiosender zu hören. So wie es im Moment aussah, konnte sie ihm jetzt sogar dankbar dafür sein.

Ihr Vater ließ den Brief kraftlos auf seinen Schoß sinken. Er schluckte, um aufsteigende Tränen niederzuringen. Sein Blick ein Meer von Traurigkeit. »Ich hab doch nur noch dich, Inge«, sagte er mit gebrochener Stimme.

»Aber uns Schwestern wird doch nichts passieren. Sie haben nie in der Wochenschau darüber berichtet, dass Schwestern nicht mehr von der Front zurückgekommen sind.« Inge merkte selbst, dass sie versuchte, nicht nur ihren Vater, sondern auch sich selbst Mut zuzusprechen.

Er zuckte nur ratlos mit den Schultern. »Dieser verfluchte Krieg. Und dann auch noch gegen Russland ins Feld ziehen«, sagte er kopfschüttelnd.

»Aber die Russen sind böse Menschen«, sprudelte aus ihr heraus. Jeder wusste das. Die schlimmsten Geschichten hörte man über sie.

»Ach Inge ... Ich will dir mal etwas erzählen. Vom Krieg. Ich habe ja schon einen miterlebt. 1914. Ich war gerade achtzehn Jahre alt. Man hat mich an die Front geschickt. Ins Elsass. Der ewige Zankapfel zwischen den Deutschen und Franzosen. Auch uns hat man Märchen von Froschschenkelfressern erzählt. Wackes haben sie die Franzosen aus dem Elsass genannt. Ein ungehobeltes Volk von Bauern, erst regiert von verrücktem Adel, dann vom Mob und später von einem noch verrückteren Feldherrn. Napoleon. In Sachen Größenwahn stand er Hitler doch in nichts nach. Ich war mit der Truppe auf Erkundung und musste meine Notdurft verrichten. Konnt's nicht mehr halten. Was willst du da machen? Der Fraß aus den Büchsen. Verschmutztes Wasser. Was weiß ich. Hab mich ins Gebüsch

geschlagen. Dann fielen Schüsse. Meine Einheit hat sich zurückgezogen. Ich hab mich versteckt, mit heruntergezogenen Hosen. Saß hinter einem großen Busch, mitten im Wald, und hab so lange gewartet, bis die Franzosen weg waren. Ich wusste ja, wo unsere Einheit war, und wollte mich zu ihnen durchschlagen. Und dann traf ich auf einen Franzosen. Der hockte auch in einem Busch. Er hat mich nicht gesehen. Ich hatte mir erst überlegt, ihn zu erschießen. Instinktiv. Jeder Soldat ist darauf trainiert, automatisch zur Waffe zu greifen. Den Schuss hätten seine Kameraden aber gehört. Ich hätte ihn mit dem Kolben meines Gewehrs niederstrecken können. Ich hab es nicht getan. Für Notfälle hatte ich immer ein paar Seiten einer Zeitung dabei. Ich hab ihn in Ruhe sein Geschäft verrichten lassen, bin zu ihm und hab ihm etwas davon gegeben. Der hat sich so erschrocken. Hat nicht einmal mehr seine Hose hochbekommen. Die hing ihm bis zu den Knöcheln. Und trotzdem hat er zuerst zu seiner Waffe geblickt. Die stand angelehnt an einem Ast. *Nimm schon*, hab ich ihm gesagt. Hab ihn angelächelt. Ich weiß das noch ganz genau. Wie er so dastand. Splitternackt vom Bauch abwärts. Es war komisch. Menschlich. Er hat mein Lächeln erwidert. Für einen Moment haben wir uns nur in die Augen gesehen. Ich hab darin keinen Hass erkennen können. Nun ja, ich wollt ihm ja nicht unbedingt auch noch dabei zusehen, wie er sich abwischt. Ich hab mich umgedreht und bin gegangen. Da hatte ich ganz schön Herzklopfen. Er hätte mir ja in den Rücken schießen können. Ich wusste aber, dass er es nicht tun würde. Hab mich nicht mal mehr umgedreht. Verstehst du jetzt, was Krieg heißt? Wie absurd er ist?«

Inge berührten seine Worte zutiefst, doch es war nun einmal Krieg. »Du hattest vielleicht nur Glück.«

»Sicher hatte ich das. Die meisten hätten zur Waffe gegriffen, aber seither hab ich den Glauben an das Gute im Menschen wiedergefunden.«

Inge brachte keinen Ton mehr heraus, dabei war sie doch eine Meisterin in der Widerrede, vor allem ihrem Vater gegenüber.

»Die Ironie ist, dass du wahrscheinlich in einem Feldlazarett sicherer bist als hier«, sagte er dann in Gedanken versunken.

Inge verstand nicht, worauf er hinauswollte.

»Glaubst du wirklich, dass die Alliierten Nürnberg künftig verschonen werden? Hier, wo Hitler die ganzen Parteitage abgehalten hat? Die Rüstungsindustrie ist hier. MAN. Sie werden weitere Bomben schmeißen und die ganze Stadt früher oder später in Schutt und Asche legen.«

»Aber du könntest doch auch von hier fortgehen«

Ihr Vater reagierte zunächst gar nicht darauf. Sein Blick war merkwürdig verklärt.

»Vater?«

»Dafür ist es für mich jetzt zu spät. Das hätte ich früher machen sollen, als ...«

»Wie meinst du das?«

»Als es noch möglich war«, sagte er dann und hielt ihr den Einberufungsbefehl hin. »Vielleicht hast du recht. Das Rote Kreuz wird geachtet. Auf der ganzen Welt.«

Als Inge den Brief entgegennahm, griff er nach ihrer Hand.

»Ich werd dich so sehr vermissen, Inge«, sagte er tieftraurig.

Inge erwiderte nichts darauf. Sie nahm ihn einfach tröstend in den Arm.

Inge sah in dem Umstand, dass die Wehrmacht es plötzlich sehr eilig hatte, sie an die Ostfront zum Einsatz zu schicken, einen weiteren Beweis dafür, dass ihr Vater recht haben könnte. Es war schließlich nicht normal, sich erst gut eine Woche lang gar nicht zu melden und dann nur knappe zwei Tage Zeit einzuräumen, um sich auf so eine lange Reise vorzubereiten. Hinsichtlich der desolaten Lage im Osten schien sich seine